

Der Ausflug.

Von Max Wittrich.

In einer Winternacht, in der sich die Schatten der Heilanstalt scharf auf der Schneedecke abzeichneten, leuchteten im Saal die Lichter des Tannenbaumes auf, und gleich nachher floß Musik auf das einsame Feld, als trügen die glühenden Strahlen den Gesang der Geigen mit durch die Fenster.

Während das Orchester der geisteskranken Leute von einheitlichem Willen und einem einzigen Glied beseelt war, sahen viele Männer und Frauen um den Baum und ließen die Hände im Schoße ruhen. Das Leuchten ihrer Augen hatte allen bösen Schein verloren. Was krank war im Hirn, lag in bezwingendem Traum; das Bewußtsein spürte willkommene Kräfte wie hinter dichten Schleiern. Einzelne der Menschen jannern der Vergangenheit nach, die sich vor den Mauern der Anstalt abgepielt hatte; manche Szenen des früheren Daseins bligten auf wie unter einem Scheinwerfer, doch die ganze Kette ehemaliger Gefühlsmomente mochte sich nicht zeigen, obwohl die Kranken nicht begriffen, wieso sich kein deutlicher Zusammenhang mehr ergeben wollte.

In einer Ecke hatte sich Leopold Schlatterer niedergelassen. Seine Hände waren in buschig rötliche Loden eingewickelt; er schraubte die Augäpfel hoch in dem zu Boden gerichteten Gesicht, fing das bunte Treiben seiner heiteren Schwelgergenossen auf und suchte die Dienerschaft der Anstalt: „Sie sind alle da!“ rief er auf und funkelte dem Direktor an. Der blieb mit dem Pfarrer vor Schlatterer stehen und bestätigte gutmütig: „Ja freilich! Nur auch in den Trubel hinein! Wer wird heut so abseits Grillen fangen!“

„Jeder Querkopf!“ antwortete Schlatterer. „Das Brot muß gegessen werden, wie es gebaden ist! Und wer in Bann getan ist —“

„Schlatterer, wir feiern Weihnachten!“

Er lachte, während sie weiter redeten und nicht ermüdeten, bis Schlatterers Augen nicht mehr flackerten.

Er hörte nochmals die Aufforderung, fröhlich mit den Fröhlichen zu sein, verließ aber seinen Gedankengang nicht, während sich die Beiden entfernten.

„Laßt! Und laßt mich gehen, wohin ich will! Ihr seid mitschuldig!“

„Er fährt bei keiner Gelegenheit ganz aus seiner kranken Seele!“ jagte der Pfarrer. „Vormittag hat er wieder stundenlang Akten angefertigt mit der Schreibmaschine in Sachen seines Reichsbannes.“

„Die Maschine beruhigt ihn mehr als Zuspruch und Zwang. Solange er schreibt, schwelgt er in Hoffnung, und solange er hofft, ist er unschädlich.“

„Wie gesunde Menschen, besonders die Dichter!“

„Man muß auch ihn gewähren lassen!“

Das Orchester schwieg; die Hände im Saal rührten sich und spendeten der Kapelle Beifall. Der Pfarrer strebte langsam der Bühne zu, um ein paar Worte der Begrüßung zu sprechen.

Leopold Schlatterer verlor ihn allmählich aus den Augen, denn er blickte vom Weihnachtsbaum hinweg in eine Welt, die ihn ehemals glücklich gemacht hatte.

Da war, vor vielen Jahren, auch ein Weihnachtsfest gewesen, und er hatte im Hause des Schuhmachermeisters Gruber gesessen hinter einem Bäumchen, das mit Wachsstock und buntemaltem Mehlspappherzen, Äpfeln und Nüssen geziert gewesen war, und hatte den Mund manchmal auf die roten Lippen der Freundin Anna Gruber gedrückt. Voll heißen Verlangens war er gewesen, hatte zum letzten Sieg über das Mädchen schreiten wollen sobald die Dämmerung käme. Ihr Gewähren hatte er aus ihren Küßeln gefühlt und zehnmal und immer wieder gefragt: „Deine Eltern, kommen sie gewiß erst spät abends zurück?“

„Der Onkel läßt sie ja nie eher fort!“

Er aber hatte den Mut zum letzten Schritt nicht gewonnen. Schläfrig hatte er sich gestellt, während die Dämmerung leise durch die kleinen Fenster geflossen war. Ach, müde war er nicht gewesen, sondern sein Hirn hatte mehr gearbeitet als je. „Spießer sind ihre Alten doch! Der Mehlspapp am

Baum! Und das almodische Kanabee mit dem blumigen Bezug! Und drüben die hochgetürmten Betten, die fast bis an die Decke des Stübchens reichten. Eine Leiter sollte man daran stellen, um hinaufzuklettern in die Schwickkästen, die unbequemem!“

Er hatte gelacht und das Mädchen an sich gepreßt und ihr pochendes Herz gefühlt.

„Warum lachst Du, Leo?“

„Das wirst Du nicht glauben!“ —

„Sag’s!“

„Ich dachte: wenn man jetzt in so ein Bett kriechen will, braucht man eine Leiter. Nicht?“

Sie hatte den wuscheligen Kopf an sein Gesicht gelehnt, war stumm geworden, hatte ihn umschlungen. Und er hatte mit sich gerungen, keuchend, verzweifelt — um in den nächsten lichten Augenblicken an einen Schulkameraden zu denken, der nach einer sündigen Stunde mit einer Schulgenossin in das Wasser gegangen war.

Annas alte Eltern und seine Mutter waren damals zugleich vor Leopold Schlatterer aufgetaucht und verschwunden, so daß Leopold in der Ecke hinter dem Weihnachtsbaum abermals mit Anna gekämpft hatte in gegenseitigem Widerstand und Nachgeben, bis die nüchterne Ueberlegung wiederum Sieger wurde und ihm das Bild des grämlichen Schusters Gruber nahe brachte, — des Schusters mit dem zerknüllten Zylinderhut.

Nein, nein! Nicht zwingen lassen, hier das ganze Leben zu verbringen! hatte dann eine Stimme in Leopold gernen. Nicht einer glücklichen Minute zuliebe zeitlebens über Dielen mit knirschendem weißen Sand schreiten zu schmalen harten hohen Betten nach Moralpredigten eines hüftelnden Schusters, der bis zum letzten Atemzuge allerhand wehleidige Reden führen würde über seine unantastbare Rechtmäßigkeit und die Schändung seiner Tochter.

Und so hatte Leopold Schlatterer in den Tagen der Freiheit Verzicht geleistet.

„Ich dummer Junge! Ich dämlicher Junge!“ murmelte der Gast der Heilanstalt vor sich hin, als die Erinnerungen so weit in ihm lebendig geworden waren. „Zugreifen hätte ich sollen und der Schuster hätte Schuster bleiben sollen! Auf die Art hätte ich in die Welt gepakt. Verrückt war ich, nicht fest hineinzugreifen ins volle Menschenleben! Man denkt: Sein vernünftig! und ist verrückt! Wird dafür geohrfeigt und lahmgeschlagen und eingesperrt! Muß zwischen Verrückten sitzen, weil man anständig war, und wird selber für wurmstichig gehalten, obwohl man klar ist im Schädel wie Kristall. In den Reichsbann gerät man für nichts und nee! Dabei ist man der Geschickteste von der ganzen Gesellschaft mitamt ihren Oberbunzen. Wer sieht nach Jahrzehnten noch sein Mädchen deutlich wie ich, ob er in der Jugend drausgegangen ist wie Blicher oder ununterrichteter Sache geflohen ist? Freilich, freilich: die Anna, die war auch eine ganz andere! Welche glich ihr? Keine! Keine! Jetzt wird sie Windeln waschen, Kinder wiegen und Griesbrei kochen, vielleicht ohne jemals recht glücklich gewesen zu sein. Ach hätte sie nehmen sollen, ohne an die Alten zu denken! Sehen wenigstens würde ich sie noch einmal fürs Leben gern, die jetzige Frau Petermann, Schuhmachermeisterstättin, Burgstraße 24, Expeditus Petermann! Geselle wahrscheinlich des toten Herrn Gruber! Hat Tochter und Schusterhemel und Hans geerbt! Setzt das Geschäft fort! Mit ungeschwächten Kräften! Und mit ihr! Die und ein Bechhengst an der Seite! O, sie noch einmal so jung im Arme halten wie damals! Wie wollte ich sie hernehmen unerjätlich, unerhöflich! Zum mindesten sollte man sie sehen! — Nur sehen!“

Leopold Schlatterer erhob sich leise und prüfte seine Umgebung aufmerksam wie die Kabe das Mauseloch.

Keine Seele beobachtete ihn!

Ein kurzes Zögern, ein Ducken wie ein Sprung. Er huschte in den Gang, eilte eine Treppe hinauf, zwangte sich durch das kleine Fenster und slog in den Schnee.

„Jetzt muß sie mich zu sich nehmen! Jetzt ist’s nicht anders!“

Er rannte weiter.

„Anna, dein Liebster kommt trotz Reichsbann! Er will

dich umarmen nach beinahe zwanzig Jahren! Du kannst ihn verdecken als Schustergefelles, damit dein pechiger Ehegemahl nicht die Gelbsucht kriegt vor Eifersucht. Retten mußt du mich — ob du willst oder nicht! Dein Bruder, der Herr Feldwebel, hat mich zum Krüppel geohrfeigt und in den Reichshann tun lassen. Jetzt laß du mich meinetwegen auch Schuster werden, nur daß ich dich sehen kann und, wenn du willst, sogar mit dir ausreißer in eine Welt, wo keine harten, schmalen Knisterbetten und keine Schusterschemel auf weißem Sand stehen! Wenn du noch Liebe fühlst, teilst du den Baum mit mir! Ich kann dich ja nicht vergessen, ich kann nicht! — Hü! hü! trieb er sich an wie ein Pferd. Und rannte über das Schneefeld nicht in gerader Linie nach dem Lichtschein der Stadt, sondern sloh in das kohlschwarz auf den Schnee gelagerte Wäldchen und umging die Stadtgrenze, um vom Vortort zur Burgstraße zu gelangen.

(Schluß folgt.)

Bei den „Wackes“ nach dem Kriege.

Erinnerungen von J. Velli.

[Der Verfasser der „Roten Feldpost“ erzählt in diesen Erinnerungen aus seiner elsässischen Soldatenzeit, wie vernünftig man anfangs gleich nach dem Krieg in dem eroberten Lande „germanisierte“ — im Gegensatz zur heutigen Schlachtlust des Friedensmilitärs.]

Es war gegen Ende Juni 1871. Das 4. Badiſche Infanterieregiment (bald erhielt es die Nummer 112) war noch nicht lange aus Frankreich, von der Bürgerschaft stolz und herzlich begrüßt, in sein altes Standquartier, die Festung Raſtatt zurückgeführt. Den auf die Montierungskammern kommandierten Mannschaften war es kaum gelungen, Tornister, Uniformen und Wäſche mit Hilfe von Schwefel ihrer vielfältigen Gäfte zu entledigen. Die alten Beziehungen und Freundschaften in der Stadt waren wieder aufgenommen. Da ging eines Tages ein Gerücht durch die Mannschafsstuben, das die Frauen in freudige Aufregung versetzte: über den Rhein geht es; zu den alten Bekannten im Elsaß und in den Vogesen vom Kriege her, kommen wir wieder. So wars in der Tat. Ihre Garnison sollte erhalten: das 1. Bataillon in Kolmar, das 2. Bataillon in Neubreisach und das 3. Bataillon in Gebweiler und Thann.

Schon am 17. Juli vollzog sich der Abzug von Raſtatt. Ueber Mittag hielt der Train mit dem 1. Bataillon in Königshofen bei Straßburg. Zur Abzug der Mannschaf in den von der Belagerung her noch stehenden Holzbaracken war eine zweiſtündige Pause angeordnet. Das Stück Fleisch, das in einer Suppe verabreicht wurde, war bald verzehrt. Nun suchten die Leute die während der Belagerung innegehabten Stellungen auf, und es kamen lebhaftere Erörterungen über bestandene Gefahr, über Strapazen und vollführte Bravourstücke in Gang.

Einige durstige Keſſeln aber, darunter auch ich, wandten sich der in der Nähe liegenden alüberühmten Brasserie zu. Die Torflügel der hohen Umfassungsmauer standen weit offen. Aber o wehl! Als wir auf etwa 20 Meter Entfernung herangekommen, Kapten sie uns vor der Nase zu. Bitten, Schelten, Drohen verhallte achlos im Wind. Die Pforte blieb verschlossen. Nach einem letzten kräftigen Klopfen mit der Schwertel Knauf zeigte sich ein prächtig blondes Bräumeister-Haupt.

„Attance, Euch verläufe m'r lei Bier, Euch lenne m'r schun mit Euere gäle (gelben) Achsellappen. Ihr hän uns während der Siege (Belagerung) d' ganz Brasserie usg' soffe un nig gezahlt, fini!“

Unsere Beteuerungen, daß wir Geld hätten und ehrlich bezahlen wollten, blieben ohne Erfolg.

Wends 5 Uhr entließen wir in Kolmar dem Zug. Es gab keinen Empfang. Auf dem Weg zum Champ de Mars glaubten wir sie und da Schimpfworte zu hören und wohl auch mal ein Ausspucken aus weiblichem Munde wahrzunehmen. Zwei Bürger aber kamen freundlich auf mich zu, trabten neben mir her, warteten auf dem Champ de Mars geduldig, bis wir mit Quartierbillets versehen entlassen wurden, und luden mich dann auf den anderen Tag zu einem Schmaus bei sich zu Hause ein. Diese Herren waren zwei Sellier (Sattler), die in Schlettstadt als Garde-mobil bei der Uebergabe als Gefangene nach Raſtatt gebracht worden waren. Dort erwieſen wir den stammverwandten Prisonniers viele Freundlichkeiten. Ihr Räsonnieren über uns, daß die Preußen den Sieg nur dem Verrat der französischen Offiziere und nicht der eigenen Tapferkeit zu verdanken hätten, konnte uns wohl zu einem Lächeln bewegen, aber die Freundschaft kündigten wir uns deshalb nicht. Und siehe, sie hatten das auch nicht vergessen! Ja, die v. Falkenhayn, v. Deimling und v. Neuter, die v. Forstner und die Schabitz mögen sich heute darüber entfegen, es war aber doch so: am andern Tag war ich bei den beiden Sattlern Kolb und Fries zu Gast. Es ging heiter her und Madame Kolb erbot sich, mir

stets, so lange ich da diene, meine Dinge (Wäſche) in Proporta zu halten.

Bevor wir unsere Quartiere bezogen — die alte französische Kaserne war nicht bewohnbar — mußten wir antreten, ein Duseisen bilden, in das der Major hineinritt. „Soldaten“, sagte er, „Ihr kommt jetzt zu Leuten, die Euch nicht hold, die verbittert sind. Ihr werdet wenig freundliche Gesichter zu sehen bekommen. Aber behaltet kaltes Blut, wie es einem Soldaten geziemt. Wird man tatsächlich, so wehrt Euch, und gibt man Euch nicht, was Euch zusteht, so macht Meldung bei Eurem Feldwebel. Aber die Leute laßt mir ungeschoren; ich will keine Skandale.“

Die verständige Ansprache trug ihre Früchte. Schon in den ersten zwei Quartieren wurde ich bitterböſ empfangen. Einigen Kameraden erging es nicht besser, aber es kam zu keinen Zwischenfällen. Als sie erst merkten, daß wir nicht böſartig waren und sie sich sogar in ihrem Dialekt mit uns verständigen konnten, da zeigte sich bald Eintracht, schließlich sogar Wohlwollen. Wenn auch nicht bei allen, so doch bei der Mehrzahl. Und manches der holden Mündchen, das beim Einzug sich unſchön verzogen hatte, kam nun in lieblicherer Weise mit uns in Verührung.

Auf der Promenade war häufig eine alte Dame in Begleitung von einem Duzend kleiner Hunde zu sehen. Diese Dame war strenge Anhängerin des alten Regiments. Bei Hundetaufen gab sie diesen Gefühlen hohhaft Ausdruck. Wenn Soldaten in ihre Nähe kamen, so rief sie ihre Hündchen herbei. Und man merkte, wie schwer ihr die Aussprache der Namen wurde: Bismarck, Nolte, Roon, Wanteuffel, Werder! Wir aber konnten uns so gar nicht zu vorruffischem „Ehrbegriff“ aufschwingen. „Alte Schneegans“, tönte es zu ihr zurück, und wir sahen, daß unsere Rache fester saß als die ihrige.

Alles ist schon dagewesen, aber doch immer wieder anders, dachte ich, als die Heldentat des v. Forstner gegen den lahmen Fabrikler Blank bekamnt wurde.

Eines Morgens zogen wir zu einer dienstlichen Verrichtung nach Logelbach. Fabrikler, die auf uns schimpften und über uns spotteten, zogen zur Arbeit. Wir warteten sie ohne Erfolg, dann setzten wir ihnen nach. Ein krummer Mensch, der auch noch getreu dem Sprichwort: je krümmer, desto schlimmer, am kräftigsten geschimpft hatte, wurde erwischt. Und nun — vielleicht feste mit der Fiempe Nores gelehrt? — Nein, ganz einfach mit ein paar derben Ohrfeigen gestraft. Und das erregte keinerlei Aufsehen. Es war weder Kriegsgericht noch Genugtuung nötig, aber Schimpfen haben wir auf jenem Wege nie mehr gehört.

Ein andermal zog ich spät nachts, nach einer militärischen Feier, meinem Quartier am Münsterplatz zu. „Wie viel Zit ich?“ fragte mich ein daher Torkeſender. Ich will Bescheid geben, bemerkte jedoch noch rechtzeitig, daß der Brabe nach meinem Seitengewehr zu greifen sucht. Bligdonnell erfaſſe ich den Griff. Er ſchreit einem hinter ihm drein stapfenden Kameraden zu: „I hab's!“ „Nein, ich hab's!“ erwiderte ich und hielt schon seinen ihm vom Kopf geschlagenen Hut in den Händen. Während ich mit der Peute der nahen Hauptwache zusteuerte, grölte der Bursche hinter mir drein um seinen Chapeau.

Noch zwei Stunden ſah er vor der Wache. Endlich wagte er sich hinein, und nun wäre der geeignete Fall zu glänzender Betätigung des echten Preußengeistes da! Aber was geschah? Wades und Hut wurden bestimmt, aber unſanft davongepuſt.

Wir Soldaten freuten uns unserer neu erworbenen Landsleute. Bei unserer Entlassung 1872 hatten wir die zuversichtliche Hoffnung, unsere alemannischen Brüder jenseits des Rheins werden sich bald willig dem neu erstandenen Reiche anschließen. Doch mit des Geschickes Mächten . . . und die Preußen schreiten schnell! Kurz vor Beendigung meiner Dienstzeit waren eines Tages unser Oberſtleutnant und der Major verschwunden. An deren Stelle kamen ein Herr v. Ende und ein Herr Lange mit einem Gefolge von Sergeanten und Unteroffizieren, deren Namensendungen ow und sti uns nicht sehr erfreuten. Wiederum mußten wir ein Duseisen bilden, in das der Major Lange ritt. Neugierlich war an dem Reiter nicht viel Preußentum zu entdecken. Sein glatt rasiertes Gesicht mit den Runzeln und die ganze Haltung erinnerten an einen Firkus-Clown. Dann bekamen wir eine blechern-medernde Stimme zu hören: „Soldaten, seit meinem Dienstantritt habe ich leider die Beobachtung machen müssen, daß Eure Haltung gegen die Zivilistengesellschaft hier nicht die richtige ist. Ihr ſißt mit den Leuten bis in die Nacht hinein in den Wirtschaften, daraus entstehen Unzuträglichkeiten und Schlaptheit. Wenn das nicht aufhört, dann werde ich Euch traktieren, daß Ihr jeden Tag, den Gott unser Herr Euch ſchenkt, an mich denken sollt. Mit der andern Wande werden wir auch noch fertig werden!“

Bei mir und auch bei anderen stiegen Zweifel auf, ob das der richtige Weg sein möge zur Herzensgewinnung der neuen Reichsbürger, und meine Zuversicht geriet sehr ins Wanken. Die wurde auch nicht besser, als wir bald darauf raunen hörten: der Herr Major sei nachts aus dem „Hotel des deux cleſs“ kommend — in einer Haltung, die ungefähr einem Bierfäſler entsprochen hätte —, von einem Angehörigen der „anderen Wande“ seiner Gattin zugeführt worden.

In den neunziger Jahren benützte ich einen Ferienurlaub dazu, die schönen Vogesen zu durchwandern und mich der Fortschritte des Deutchtums dort zu erfreuen. Ich mußte aber die Beobachtung machen, daß die Herren Förster, Lehrer, allerlei Beamte und auch anderes Volk, das aus dem Vorruſſen- und Obotritenland her-

gekommen war, vor dem Empfinden und Gebrauchen dieses Wöllleins da stand wie die Kuh, oder richtiger, wie ein draufgehender Büffel vor dem Scheunentor! „M'r sin ganz gern dütsch, aber Dütschi zweiter Klaff wölle m'r nit sin“, erzählte mir eine geschickte Wirtin in Nappalsweiler.

Und in Reichenweier lud mich ein Brauchtmensch, ein französischer Veteran, damals aber Brenner und Weinsticher (Kaiser) ein, seinen stattlichen Weinsteller zu beschäftigen. Beim Kosten der feinen Sorten erzählte er mir, wie er 1870 in Mayence (Mainz) Prisonnier de guerre (Kriegsgefangener) gewesen, aber erschappt (durchgebrannt) sei. „Do drüber wurd nig g'redt“, war seine Antwort auf meine Frage, ob er sich dann wohl bei den Franktireurs betätigt habe. Als ich wissen wollte, wie sie sich jetzt im Reich befänden, gab er die Erwiderung: „S'isch recht, aber m'r hân vorher au g'lebt“.

So können Bahnbrecher und vermeintliche Volksbeglucker starrsinnig falsche Wege wandeln und die führen nach — Zabern.

Die Unterseebootfahrt eines Naturforschers.

Professor Joubin hat bei der letzten Zusammenkunft des ozeanographischen Instituts in Monaco, dessen Mitglied er ist, einen Vortrag gehalten, an dem der selbige Jules Verne seine helle Freude gehabt haben würde. Der Titel lautete: „Die untermeerische Reise eines Naturforschers von Vrest nach New York.“ Der Ruhm seines Landsmanns hat Professor Joubin nicht schlafen lassen und zu einer Unternehmung verführt, die in den Voraussetzungen ebenso abenteuerlich ist, wie das viel verschlungene Buch von den „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer“. Es würde nun kaum lohnen, davon überhaupt zu sprechen, wenn nicht Professor Joubin als Naturforscher doch ein ganz anderes Rüstzeug mitbrachte, um seine untermeerische Fahrt für naturwissenschaftliche Beobachtungen zu verwerten. Er reiste übrigens ziemlich willkürlich, nicht in gerader Linie und auch nicht in gleicher Tiefe, sondern nur mit dem Zweck, möglichst viel zu sehen.

Die erste Stelle, die nach der Ausfahrt von Vrest seine Aufmerksamkeit erregte, ist die großartige untermeerische Landschaft in der Umgebung des Vorgebirges Pointe du Raz, wo Felsen von äußerster Fierissenheit unter das Meer tauchen, wo sie von den Blutströmungen getroffen werden und reißende, den Schiffen gefährliche Strudel erzeugen. In der Nähe soll sich eine der vielen ins Wasser versunkenen Städte befinden, ein französisches Vineta mit dem Namen *Ys*, von der aber der moderne Mensch im Unterseeboot nichts mehr verspürt, da er zu dichterischen Träumen keine Zeit mehr findet. Bietet ihm doch auch die Natur Schaupiele dar, die außerordentlich genug sind, um ihn zu fesseln.

Prächtig sind die untermeerischen Klippen bewachsen, oben mit braunem Seetang, weiter unten, wo die Strömungen nicht zu heftig sind, mit grünen Algen. Auf Untiefen, die gelegentlich wohl einmal über das Wasser austauschen, wachsen die langen klebrigen Bänder der Laminarien, die 3 bis 4 Meter Länge erreichen. Bis dahin hat sich das Unterseeboot ganz an der Oberfläche gehalten, und nun erst geht es tiefer. Schon jenseits von fünf Metern scheint die ganze Umgebung wie in einen bräunlichen Nebel getaucht, und in 40 Meter Tiefe ist es fast Nacht geworden. Aber mit diesen wenigen Worten ist die Fülle der Farben nicht gekennzeichnet, die von dem Sonnenlicht in den oberen Schichten des Meeres herborgezaubert werden, vom tiefsten Violett und Indigo das ganze Spektrum hindurch bis zu Orange und Rot. Das Rot verschwindet zuerst und fehlt bei 30 Metern schon vollkommen. Das Wasser erscheint dann blau, bei 150 Meter Tiefe sind auch die gelben Strahlen völlig ausgelöscht, während die violetten als die letzten sichtbaren Sonnenstrahlen bis zu 700 Meter Tiefe hinabreichen.

— Dies Licht kann aber vom menschlichen Auge als solches nicht mehr wahrgenommen werden, vielmehr erscheint das Violett ganz dunkel. Wahrscheinlich jedoch sind die Augen der Fische besser organisiert, so daß sie die violetten Strahlen noch sehr lebhaft empfinden, vielleicht sogar die für den Menschen gänzlich unsichtbaren ultravioletten. Wozu hätten die Fische sonst ihre Augen, da doch die Erfahrung lehrt, daß die Tiere die Augen verlieren, wenn sie dauernd in Finsternis leben, wie z. B. in großen Höhlen. In noch tieferen Abgründen des Ozeans lassen die Fische und andere Meerestiere dann freilich ihr eigenes Licht leuchten, aber noch nicht in den Wasserschichten, die nur einige 100 Meter unter der Oberfläche liegen. In der Tiefe sorgt außerdem der Meeresschlamm für die Illumination, der vielfach eine einzige Schicht von leuchtenden Mikroben bildet.

Weiter sinken wir hinab mit dem Unterseeboot und mit unserer Phantasie, die uns jetzt zu Hilfe kommen muß, da die Möglichkeit unmittelbarer menschlichen Erlebens mehr und mehr dahinschwindet. Würde doch der Druck, der in den Meerestiefen herrscht, jedes Unterseeboot oder jede Taucherglocke zerquetschen. Nach einer genauen Berechnung muß auf einem Quadratmeter des Meeresbodens in der größten Tiefe von 9750 Metern ein Druck von 10 003 500 Kilogrammen herrschen. Dieser enorme Druck aber, dem

kein menschliches Gebilde standhalten würde, scheint die Fische gar nicht zu genieren, da sie in ihrem Innern dem gleichen Druck ausgesetzt sind wie von außen. Sie schwimmen munter herum, ernähren und vermehren sich, und alle Säfte ihres Körpers befinden sich im Gleichgewicht mit ihrer Umgebung. Tiere aber, die irgendeinen Luftbeutel haben, wie eine Lunge und auch wie die Fischblase der Verwandten da droben, müßten hier sofort zugrunde gehen. Umgekehrt verträgt ja kein Tiefseetier die Oberwelt, und es wird wohl sehr lange dauern, ehe einmal die wunderliche Fauna der Tiefe in einem Aquarium lebend vorgeführt werden wird. Auch die Temperatur sinkt mehr und mehr und hat in 6000 Metern den letzten Grad über dem Gefrierpunkt erreicht.

Der Abstieg auf unserer Fahrt erfolgte aber ziemlich allmählich, denn die Festländer sind von einer Art untermeerischen Troittoirs umgeben. Die Geographen nennen diesen Sockel der Festländer den *Schelf*. Er reicht bis 200 Meter, und dann folgt ein jäher Abfall bis auf 1000 oder 1200 Meter. Der Atlantische Ozean wird von verhältnismäßig wenigen Inseln unterbrochen, und es gehört schon eine bedeutende Kunst dazu, das Unterseeboot nach einigen vulkanischen Eilanden zu lenken, die fast unermittelt aus dem Abgrund bis zum Tage aufsteigen. Den ganzen Atlantischen Ozean aber durchläuft vom arktischen bis zum antarktischen Meer ein unterseeisches Gebirge, mit allerdings äußerst sanften Gehängen, so daß ein Wagen, der hier etwa auf dem Meeresboden fahren würde, überhaupt kaum eine Steigung merkte. Alles ist mit einem eigentümlichen Lehm mantel von weißgrauer Farbe bedeckt, der aus ungezählten Milliarden mikroskopischer Tiere gebildet wird, deren Kalkschalen in ununterbrochenem Regen zu Boden fallen. In jeder Sekunde sterben sie zu Millionen, und andere Millionen treten an ihre Stelle.

Der Meeresgrund ist hier also eine Lehmwüste, in der einzelne Oasen nur dadurch erscheinen, daß sich an manchen Stellen größere Tiere fest auf dem Boden angesiedelt haben, und nun von Krabben, Fischen und anderem schwimmenden Getier umschwärmt werden. Die Pflanzenwelt dringt bis zu diesen Tiefen nicht mehr, da sie des Lichts nicht völlig entbehren kann. Die Tiere aber nehmen hier die seltsamsten Formen an. Die Krabben itelen mit langen behaarten Beinen über den Boden hin, ohne in den zarten Schlamm zu versinken; die Fische mit oft schlangenartigem Leib tragen einen Kopfschmuck oder andere Zierarten, die der künstliche Einfall eines Juweliers nicht erfinden würde; die Kieselschwämme breiten ihre Auslässe von Brüstler Spitzen aus. Wegen der Kälte und des hohen Salzgehalts des Wassers gibt es hier keine Bewegung mehr wie an der Luft, sondern die Tierleichen gehen langsam in einen flüssigen Zustand über und bedecken den Bodenschlamm mit einer Gallertmasse, die von den glücklichen Hinterbliebenen aufgeleckt wird. Die Eiseskälte des Grundwassers ist hier nicht allein eine Folge der allmählichen Temperaturabnahme, sondern es dringt auch kaltes Wasser von den Polen herbei, als Ersatz für die warmen Ströme, die an der Oberfläche von den Tropen her in höhere Breiten sich ergießen.

Endlich Land! Wir halten bei den Azoren inmitten des Ozeans, einem Bauwerk jungvulkanischer Kräfte. Jenseits kann das Boot bis auf 6300 Meter hinabgehen, wohin selbst die Tierwelt aus Mangel an Nahrung sich kaum noch verliert. Dagegen erinnern uns hier zahlreiche Kabel, die von den Azoren ausgehen, an Hand und Geist des Menschen. Freilich werden sie gerade hier oft von irdischen Gewalten beschädigt, nämlich durch vulkanische Umwälzungen, die sie zerreißen oder verbrennen. Die Tiere freuen sich immer auf eine Begegnung mit einem Kabel, und müssen fest davon überzeugt sein, daß der Mensch diese Seile dort nur für sie hinlegt, um ihnen in der Einside des Meeresbodens einen Halt zur Ansiedlung zu bieten.

Bei der Annäherung an Florida durchfährt das Boot in höheren Schichten das berühmte Sargassomeer, wo sich unzählige Pflanzentoffe sammeln und ebenso unzähligen Tieren unibertreffliche Schlupfwinkel darbieten. Die Inselgruppe der Bermuda führt uns die Pracht der Korallenriffe vor, die sonst im Atlantischen Ozean spärlich sind.

Kleines feuilleton.

Ein „kaiserlicher Rath“ vor 250 Jahren.

Wie ein „Commerzien-Rath“ der röm. kaiserl. Majestät“, der namhafte politische Schriftsteller Johann Joachim Becker, vor beinahe 250 Jahren dachte, nein, nicht nur dachte, sondern für die Deffentlichkeit niederschrieb, das zeigen folgende Sätze. Sie stammen aus seinem 1668 erschienenen „Politischer Discurs“ betiteltten Werke:

„Das Monopolium anbelangend, so besteht solches darinnen, wann ein Glied in der Gemeind das allein hat in der Nahrung, worvon sonsten in der gemeinde viele andere leben könnten: dann weil das End der civilsocietät die Vielheit der Menschen ist, und solche zu leben haben wollen, das Monopolium aber nur einer, oder ihrer wenigen gibt dasjenige, worvon viel eßlich leben könnten, so folget, daß diejenige, welchen dadurch die Nahrung entzogen wird,

verderben und auf dem Land müssen, also dadurch das Land arm und depopuliert wird, welches wider das End der civilisierteren Menschheit bestehen soll, ist. Dann unerschrocken der Monopolist um so viel reicher wird, als er anderer Nahrung an sich gezogen; ist es doch der Gemeind, Stadt oder Land besser, wenn sie viel mittelmäßige reiche, und von ehrlicher bürgerlicher Nahrung Leut hat, als wenn sie arm von menschen ist, und nur eifrige wenige hauptreiche Leut unter sich hat . . . warum aber das Monopolium von etlichen so sehr verlangt wird, ist die Ursach, daß sie gern reich seynd, köstliche Häuser bauen, in Kuttschen fahren, stattlich haushalten . . . daß andere ihre Mitbürger mit einmal zu Fuß gehen, unter Dach kommen, ein Lumpen über den Leib, oder ein Stück Brod bekommen können; welches ja unchristlich und unbillig, einem andern seine Nothdurft nehmen, und hernach zum Ueberfluß gebrauchen. —

Gleich wie nun die Volkreichmachung aus der Nahrung eines Orts quillet, also entspringet die Nahrung aus der Gemeind; nemlich, daß die Leut eines Orts einander unter die Arme greiffen, und einer dem andern durch gemeinen Handel und Wandel zu seinem Stück Brod verhoffe: dann es bestehet die Gemeind nicht darin, daß die Leut eines Orts nichts gemein, als die Unglückseligkeit, sage Armut, Arbeit, Steuer, Auflagen, und Contribution haben, von dem dieß ist die rechte Gemeind, wann die Glieder der Gemeind ihre Sachen also anstellen, daß einer von dem andern leben, einer sondern andern sein Stück Brod verdienen kan, ja einer dem andern die Nahrung in die Hand spielet, daß ist die rechte Gemeind, dann dadurch entstehet die Nahrung. —

Und heute, ihr kaiserlichen Beamten! Wäret ihr bei Hofe ebenso einflußreich, wie jener Becher es am österreichischen war, wenn ihr solches schriebet?

Technisches.

Der Taschenapparat für drahtlose Telegraphie. Der französische Ingenieur Justin Landry hat der Astronomischen Gesellschaft in Paris soeben das Modell eines Taschenapparats vorgelegt, der bestimmt ist, die Signale der drahtlosen Telegraphie aufzufangen. Der winzige Empfänger, der aus einem der Oxydierung unzugänglichen Kristallkern und einer Spitze von gehärtetem Stahl besteht, wird in einen telephonischen Hörapparat eingebaut. Man hat mit diesem Apparat bereits Versuche zur Uebertragung von Nachrichten gemacht, die vom Eiffelturm bis in die entlegensten Winkel Frankreichs auf dem Luftwege geschickt wurden. Dabei wurden die verschiedensten Gegenstände als Antennen verwandt. In Paris genügt der einfache Kontakt des isolierten Drahts mit irgend einem metallischen Körper wie einer einfachen Gardinenstange, Gas- oder Wasserleitungsröhren oder Wagenteilen von Automobilen und Autobussen. In Entfernungen zwischen 40—50 Kilometern von Paris gestalten Dachrinnen, Tor- und Jaunträger, eiserne Gartengeräte, ja selbst die Spitzen von Schirmgestellen mit Holzgriffen, die drahtlosen Signale des Eiffelturms tabellos aufzufangen. Auf weite Entfernungen im Gebiete einer rund 1000 Kilometer umfassenden Zone erweisen sich die Telephondrähte und zweierlei entsprechend aufgestellte Antennen als vorzüglich funktionierende Empfänger von Radiotelegrammen.

Justin Landry hat bei der Gelegenheit auf die natürlichen Antennen hingewiesen, die zu jeder Zeit und allüberall zur Hand sind. Es sind das die Bäume, die eine hochentwickelte Aufnahmefähigkeit besitzen. 80 Kilometer von Paris entfernt gemigte ein Kontakt, der auf einem Baum in 2—3 Meter Höhe durch Einschlagen einer Nadel oder eines Bohrers hergestellt wurde, ja sogar die Befestigung einer Messer Klinge im Boden, um die meteorologischen Depeschen, die Zeitangaben und die Radiotelegramme, die der Eiffelturm alltäglich in die Welt hinausendet, zu belauschen. Atmosphärische Störungen wie Gewitter üben gleichfalls ihren Einfluß auf diesen Aufnahmeapparat. Es macht sich dabei ein charakteristisches Geräusch bemerkbar, das dem gleicht, das geschmolzenes Metall beim Fall in kaltes Wasser hervorbringt. So hört man denn auch die Blitze, ehe sie dem Auge noch wahrnehmbar sind.

Es liegt auf der Hand, daß das Auffangen von meteorologischen Radiotelegrammen, wie sie hier in Aussicht gestellt wird, insbesondere für die Luft- und Flugschiffahrt von tief einschneidender Bedeutung zu werden geeignet ist.

Verkehrswesen.

Die Eisenbahn über die Anden. Aus London wird berichtet: In der jüngsten Sitzung des britischen Institutes der Ingenieure erstattete Prodie Galdane Henderson Bericht über die gewaltigen technischen Schwierigkeiten, die die vor kurzem vollendete Eisenbahn über die Anden der Kunst des Ingenieurs stellte, und über die interessante Art, in der die Technik dieser Aufgaben Herr wurde. Die Bahn führt von Mendoza über die Anden bis nach Santa Rosa de Los Andes in Chile. Bald stellte es sich heraus, daß bei den gewaltigen Steigungen eine gewöhnliche Eisenbahn nicht ausreichen könnte, und so kam man

schließlich zur Konstruktion einer Bahn mit gemischtem Betrieb: man mußte eine ganze Reihe von Etappen als Zahnradbahn einschleichen. Auf der argentinischen Seite entstanden auf diese Weise sieben verschiedene Zahnradstrecken von zusammen rund 15 Kilometer Länge, auf der chilenischen Seite sechs derartige Etappen von rund 22 Kilometer. Die höchste Steigung ist dabei 1 : 12½. Auf diese Weise wurde die Bahnstrecke bis zu ihrem höchsten Punkte, dem sogenannten „Gipfeltunnel“ hinaufgetrieben, wo die Linie am Illipallatapaß die Höhe von 10 521 englischen Fuß erreicht und somit den höchsten Punkt der Gotthardbahn um nicht weniger als 6700 Fuß überbietet. Durch die Felsen der Cordilleren wurden eine ganze Reihe von Tunneln geschlagen. Die Schwierigkeit bestand dann nach Vollendung der Arbeit in der Beschaffung eines für den Doppelbetrieb geeigneten Lokomotivmaterials. Nach langwierigen Versuchen führte man zwei eigenartige neue Typen ein, die gleichzeitig auf der gewöhnlichen Strecke und auf der Zahnradstrecke arbeiten; das eine dieser Lokomotivmodelle, das die britische Bahnbaugesellschaft für den argentinisch-chilenischen Verkehr einfuhrte, ist deutschen Ursprungs und stammt aus einer großen süddeutschen Maschinenfabrik.

Die größte Brücke der Welt. Zwischen den Städten New York und New Jersey, die durch den etwa einen Kilometer breiten Hudson getrennt werden und bisher nur durch Fährboote verbunden waren, wollen die New Haven- und die Pennsylvania-Eisenbahn mit staatlicher Unterstützung eine gewaltige Hängebrücke bauen, über die die „Nature“ einige Einzelheiten mitteilt. Dieser größte Brückenbau der Welt wird geradezu phantastische Maße haben: eine Gesamtlänge von 4850 Metern, von denen 2538 Meter auf die Brücke selbst, der Rest auf die Zuführungen kommen. Das Mittelstück erhält eine Spannweite von 878 Metern; seine Pfeiler werden sich 166 Meter über dem Wasserspiegel erheben. Die Brücke wird 52 Meter über dem Fluß hängen. Sie wird vier mittlere Schienenwege aufnehmen, zwei für die Untergrundbahn und zwei für die Eisenbahn; daneben wird zu beiden Seiten ein 11 Meter breiter Weg für die Straßenbahn von New Jersey und ein anderer für die von New York und schließlich noch ein 2½ Meter breites Trottoir laufen. Alle die verschiedenen Schienenwege werden in gleicher Höhe liegen; die Gesamtbreite wird 62 Meter betragen und die Hängebrücke wird allein eine Fläche von über 9 Hektar bedecken. Die Bauzeit ist auf vier Jahr berechnet und die Baukosten sollen sich auf 168 Millionen Mark belaufen. Die nächstgrößten Brücken sind der Biesenbiadukt in der Schweiz mit 3150 Meter, die Ohio-Brücke in Cairo (Illinois) mit 3220 Meter und die Tay-Brücke in Schottland mit 3287 Meter Länge.

Aus dem Pflanzenreich.

Die letzten Zedern des Libanon. Was ist von den gewaltigen Zedernforsten des Libanon noch geblieben, aus denen einst König Salomo das Holz für seine großen Bauten schlagen ließ. Wir finden Exemplare und keine Wälder dieses schönen Baumes, der zu so viel Legenden Veranlassung gegeben hat, fast in allen Teilen Europas, aber in seiner Heimat, an den majestätischen Abhängen der syrischen Berge, ist die Libanon-Zeder heute fast ausgestorben; nur noch wenige Exemplare und ein kleiner Zedernhain erwecken die Erinnerung an jene mächtigen Forsten, die hier zu biblischen Zeiten Schatten spendeten. Im „National Geographic Magazine“ erzählt ein amerikanischer Reisender John D. Whiting von den letzten Zedern des Libanon, die noch erhalten sind. Die Hänge und Böschungen, auf denen einst mächtige Zedernwälder rauschten, sind heute lach und öde; nur an einer Stelle noch, an den Abhängen des Djebel-el-ars, des „Zedernberges“, der etwa einen Tagesmarsch von dem Dorfe Bisherreh entfernt, gibt es noch einen kleinen Hain von Libanon-Zedern: einige 400 Bäume, die sich 2105 Meter über dem Meerespiegel auf einer Hügelkuppe angesehts des ewigen Schnees des Dahr-el-Hobib erheben. Die Baumgruppe ist heute durch eine Steinmauer geschützt, die von den Maroniten errichtet wurde; die Bergzegen können daher keine Verwüstungen anrichten. Inmitten des Haines erhebt sich eine kleine Kapelle, zu der oft die christlichen Eingeborenen pilgern; und in den Sommermonaten kommen aus Beirut und der weiteren Umgebung einige Familien, um hier im Parke, unter Zelten, eine Art Sommerfrische zu genießen.

Die ältesten Bäume dieses letzten Zedernhaines erreichen eine Höhe von gegen 27 Meter; der größte Baum hat am Stamme einen Umfang von über 15 Metern. Es ist unmöglich, das Alter dieser Niesen zu bestimmen, sicherlich sind aber viele von ihnen mehr als 1000 Jahre alt. Freilich, wenn man den Eingeborenen glauben will, sind diese Bäume gar 4000 Jahre alt. Allein der Bericht der Bibel genügt, um die frommen Legenden der Maroniten zu widerlegen; erzählt doch das Buch der Könige, daß Hiram ein Heer von 70 000 sydonischen Holzfällern in die großen Zedernforste des Libanon sandte, um unter der Leitung von 600 Aufsehern die schönsten Libanon-Zedern zu fällen.